

Predigt in zwei Teilen ‚Poesie als verborgene Theologie?‘ am 21. Januar in der Neustädter Hof- und Stadtkirche

Teil 1 Pastorin Martina Trauschke

Liebe Gemeinde,

die Schöpfungsgeschichte aus dem 1. Buch Mose haben wir als erste Lesung gehört. Das Prinzip der Schöpfung ist: Gott will es und ruft das zu Schaffende hervor, ‚es werde Licht und es ward Licht‘. Eine Schöpfung durch das Wort; die Welt wird ins Leben gerufen durch das Wort. Ein schöpferischer Sprechakt bringt hervor, was vorher nicht war. Dieses Urbild des Schaffens hat Künstler und im besonderen Dichter inspiriert: so haben sie ihr eigenes Schaffen verstanden. Sie bringen etwas kraft ihrer Einbildungskraft hervor, was es vorher nicht gab.

Der Barockdichter Martin Opitz, der im frühen 17. Jahrhundert lebte, hat diesen Zusammenhang in seinem Werk ausgesprochen und hatte eine große Wirkung mit seinem Buch von der Deutschen Poeterey. Mit diesem Werk gibt er einen Anstoß zur Entwicklung der Poesie in Hochdeutscher Sprache. In seiner Zeit galt das Deutsche nur für das Umgangssprachliche geeignet. Wer gehobener Ansprüche hatte, sprach entweder Latein oder Französisch. Opitz wollte das ändern und hat es mit Erfolg getan. Im 17. Jahrhundert entwickelt sich die Poesie in der deutschen Sprache zur vollen Blüte.

Die poetische Sprache ist für Opitz eine verborgene Theologie. Wie kommt er darauf und was dieser Satz? Die Dichtung hat für ihn zwei Quellen, die menschliche Natur und einen göttlichen Antrieb. Wir würden heute sagen, eine Dichterin braucht Begabung und Inspiration, um diese zwei Elemente zusammen zu fassen. Kunstwerke entstehen in schöpferischen Handlungen, die die verborgenen göttlichen Kräfte sichtbar machen möchten; die die Gegenwart durchsichtig machen möchten für die schöpferischen Kräfte. Der schaffende Gott ruft den schaffenden Künstler hervor.

Der zweite Gedanke für eine verborgenen Theologie ist für Opitz, dass Menschen, die durch ein Gedicht angesprochen und ergriffen werden, angesteckt werden durch die Anmut und Schönheit des Gedichts zu eigenen schönen Handlungen. Wenn ich etwas vollendet Schönes sehe, bekomme ich einen unwiderstehlichen Impuls, schöner als vorher zu handeln. Rainer Maria Rilke hat das in einem Gedicht unvergesslich gesagt. Er steht vor einer Skulptur, deren Schönheit ihn ganz ergreift und dem davon ausgehenden Impuls gibt er die Zeile: du mußt dein Leben ändern. (Titel des Gedichts: Archaischer Torso Apollos) Der Impuls zu schönerem Handeln erfolgt nicht durch moralischen Appell. Von innen heraus will ich, wenn dieses Schöne möglich ist, mitwirken. Durch die Anmut der Dichtung sieht Opitz eine Hebung der Kultur.

In dem Gedicht, das wir von ihm gehört haben (s. u.), ist es die Schönheit der umgebenden Natur, die anstiften, verlocken, inspirieren kann zu vollerer Lebensfreude, zu einer Haltung das Leben zu kosten und auszukosten. Für den Barockdichter Martin Opitz stand ein Ausrufezeichen oder ein Doppelpunkt hinter seinem Wort von der Poesie als einer verborgenen Theologie. Für uns ist es möglicherweise eher ein Fragezeichen?

## Teil 2 Pastor Dr. Jan Holzendorf

So einfach wie bei Opitz ist es nicht geblieben, so einfach konnte es nicht bleiben. Denn schon im Johannesevangelium haben wir gehört: Kein Mensch hat Gott je gesehen. Dass man von diesem Gott so unbefangen erzählen, über ihn so unbefangen dichten konnte, als wäre mit uns und Gott eigentlich alles klar, das konnte nicht für immer gut gehen. Diese Vorstellung ist in der Aufklärung kräftig ins Wanken geraten und Literatur und Religion haben eine ganz neue Beziehung zueinander aufgebaut und aufbauen müssen. Wurde vorher die Literatur wie die Kunst allgemein als „ancilla Theologiae“, also als Dienerin der Theologie gesehen, so wird man sich nun bewusst, dass die Kunst eine freie menschliche Äußerung ist. Die Bibel vielleicht nicht nur, aber auch Literatur, bei der man sich frei bedienen kann für eigene Werke. Die man kritisieren kann. Und die man vor allem so wie den Glauben und Gott auch einfach ignorieren kann. Kunst ist nicht mehr zweckgebunden, sondern frei – und auch dann wertvoll, wenn sie nicht den Schöpfer preist und der Kirche dient. Von diesem Schock hat sich die christliche Religion lange nicht erholt und sich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein an die Idee geklammert, Poesie müsse doch von Natur aus eine verborgene Theologie sein. Sie musste lernen, dass die Poesie zunächst Poesie ist. Doch das muss man nicht als Mangel verstehen, sondern kann es als Gewinn sehen! Weil damit ganz tiefgreifenden Einsichten Rechnung getragen wird, wie sie zum Beispiel Rilke später formuliert hat:

Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort, sie sprechen alles so deutlich aus! Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus, und hier ist Beginn und das Ende ist dort. Benennungen nehmen den Dingen und den Menschen dieser Welt ihren Zauber, ihr Geheimnis. Benennungen tun so, als wäre irgendetwas in dieser Welt eindeutig, obwohl doch alles mehrdeutig ist. Benennungen legen etwas fest, obwohl nichts festgelegt ist in dieser Welt. Schon Rumpelstilzchen wusste, dass die Benennung gefährlich und vom Teufel ist. Das Judentum weiß, dass eine Benennung Gottes an Gottes Wesen vorbei geht. Etwas davon ist aufbewahrt in der Formel Gott, die nicht als Name, nicht als Benennung verstanden werden sollte. Wo Gott benannt und definiert werden soll, wo man genau meint zu wissen, wie es sich mit Gott verhält, wie Gott ist, wo er ist, da erhebt Rilke Einspruch: Wer so redet, der redet gerade so, als sei er Gottes Nachbar. Und noch stärker sagt Rilkes Gedicht, dass die benannten Dinge durch die Benennung umgebracht werden. Weil ihr Geheimnis, ihr Wesen, ihr Eigentliches auf einen Punkt gebracht werden soll, auf den es nicht gebracht werden kann. Wer Gott benennen und definieren will, bringt ihn um, weil er ihn als lebendigen, auch geheimnisvollen Gott nicht ernst nimmt und ihn in Worten einsperren will. Die ganze Bibel ist auch ein Bericht darüber, dass das nicht funktioniert.

Wir sind eben nicht Gottes Nachbarn. Gott ist im Himmel und wir sind auf der Erde. Der Satz ist eigentlich ganz einfach, aber die Erfahrung, die darin eingefangen ist, sie ist es nicht. Gott ist im Himmel: Er ist der unendlich Entfernte, befremdliche, der Fremde, der hoch erhabene, der weit über uns thronende. Und der Unerreichbare, denn niemand von uns kann von sich aus zum Himmel emporsteigen. Er ist ein Gott, der immer mehr Fragen aufwirft, als er beantwortet.

Gott ist im Himmel und wir sind auf der Erde. Als der erste Mensch, der im Weltraum gewesen ist, wieder zurück auf der Erde war, soll er gesagt haben: Ich habe überall nach Gott gesucht, aber gefunden habe ich ihn nicht. Kein Mensch hat Gott je gesehen.

Gott ist deswegen nicht aussprechbar für uns. Die menschliche Sprache kann ihm nicht gerecht werden. Die Zeiten von Opitz, in denen das noch möglich schien, sie sind wirklich endgültig vorbei. So könne man denken, dass uns nur das Schweigen bleibt, seit Wittgenstein festgestellt hat: Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen. Die Theologie ist hin und wieder diesen Weg gegangen, aber auch sie macht es sich zu einfach.

Denn: Niemand hat Gott je gesehen, aber sein Sohn, Jesus Christus, der hat ihn verkündigt! Gott ist eben unbekannt, aber er ist nicht nur unbekannt. Er ist der Gott, der sich in Jesus Christus gezeigt hat. Und von dem es heißt, dass er sich in unserem Leben zeigen will – und tatsächlich zeigt.

Von diesem Gott kann man nicht schweigen, obwohl man von ihm auch nicht so recht reden kann. Gott ist im Himmel und wir auf der Erde, aber eben auf seiner Erde, mit ihm verbunden, irgendwie und unaussprechlich, aber doch verbunden mit diesem Gott im Himmel. Als Wort kommt er in die Welt, als Wort wird er aufgenommen oder nicht, so haben wir es gehört. Das Reden von Gott kann nur ein Versuch sein, aber dieser Versuch ist alle Mühe wert. So wie Rilke auch festhält, dass eben das Geheimnis der Dinge und das Geheimnis Gottes umkreist, umschrieben, bedichtet werden können und sollen: Die Dinge singen hör ich so gern! Dies hat die Literatur seit der Aufklärung dem Christentum immer wieder vorgehalten als dringende Mahnung, als Appell, als Hinweis, dass es Dinge gibt im wahrsten Sinne zwischen Himmel und Erde, die nicht benannt und definiert, die aber erzählt und bedichtet werden können. So ist es mit allen großen Geschehnissen des Lebens, mit der Liebe, die so viel mehr ist als ein chemischer Prozess im menschlichen Körper; mit dem Tod, der mehr ist als das biologische Ende eines soundso definierten Organismus; mit der Freundschaft, die kommt und vergeht, ohne dass wir so genau wissen, warum; mit der Schuld, die mehr ist als juristisch bestimmbare Strafe; mit allen großen Themen des Lebens. Sie gehen in Definitionen nicht auf, und so geht auch die Frage nach Gott nicht darin auf. Und seine Antwort aus dem Himmel sowieso nicht.

Nun habe ich gesagt, die Literatur hat dies dem Christentum immer wieder bis heute ins Stammbuch geschrieben, dass es sich doch so mit Gott verhält. Dass eben nicht einfach von ihm gesprochen werden kann wie von einem Sachverhalt. Das war und ist Mahnung und Appell und Hinweis, es ist vor allem aber: Eine Erinnerung. Eine Erinnerung daran, dass das frühe Christentum genau dies wusste. Die ersten Christen und davor die Juden schon haben von Gott erzählt. In Geschichten, ganz großen und kleinen Geschichten, sie haben erzählt von Gott in ihrem Leben, sie haben erzählt von Gott in der Welt. Aber sie haben das immer unter Vorbehalt getan. Nicht umsonst gibt es vier Evangelien, die im Kern dieselbe Geschichte erzählen, aber auf sehr unterschiedliche Weise. Zum Teil ergänzen sie sich, zum Teil widersprechen sie sich. Aber von Anfang an hat man das verstanden als Suche nach der darin liegenden Wahrheit, nach der Wahrheit hinter und über dem Satz, dass kein Mensch Gott je gesehen, Christus ihn aber für uns verkündigt hat. In vierfacher Erzählung kann Gott gefunden werden, nicht weniger als das. Und da, wo sich die Geschichten unterscheiden, halten sie fest, dass der Gott im Himmel nicht eindeutig ist, nicht festzulegen, dass er nicht aufgeht in Definitionen und Bekenntnissen. Wer eindeutig von Gott redet, bringt ihn, frei nach Rilke, um.

Literatur kann dabei helfen, die Frage nach Gott wach zu halten. Literatur kann die Erinnerung sein, dass keine Antwort auf die Gottesfrage die abschließende ist. Literatur kann Appell und Mahnung und Hinweis sein, dass jedes Geheimnis stirbt, wenn es auf den Begriff gebracht werden soll. So gilt für das Reden von Gott genau das, was der Schriftsteller Günter Grass über die Literatur gesagt hat:

„Auf meinem Papier ist mehr möglich. Hier stiftet einzig das Chaos Ordnung. Sogar Löcher sind Inhalt hier. Und nicht verzurrte Fäden sind Fäden, die gründlich nicht verzurrt wurden. Hier muß nicht alles auf den Punkt gebracht werden.“

Amen.

Hier folgen die Gedichte, auf die in der Predigt Bezug genommen wurde.

**Martin Opitz (1597-1639)**

Ich empfinde fast ein Grauen,  
dass ich, Plato, für und für  
bin gesessen über dir.  
Es ist Zeit hinauszuschauen  
und sich bei den frischen Quellen  
in dem Grünen zu ergehn.  
wo die schönen Blumen stehn  
und die Fischer Netze stellen!

Wozu dienet das Studieren  
als zu lauter Ungemach!  
Unterdessen läuft die Bach  
unsers Lebens, das wir führen,  
ehe wir es inne werden,  
auf ihr letztes Ende hin;  
dann kömmt ohne Geist und Sinn  
dieses alles in die Erden.

Hola, Junger, geh und frage,  
wo der beste Trunk mag sein,  
nimm den Krug und fülle Wein!  
Alles Trauren, Leid und Klage,  
wie wir Menschen täglich haben,  
eh uns Clotho fortgerafft,  
will ich in den süßen Saft,  
den die Traube gibt, vergraben.

Kaufe gleichfalls auch Melonen  
und vergiss des Zuckers nicht,  
schaue nur, dass nichts gebricht!  
Jener mag der Heller schonen,  
der bei seinem Gold und Schätzen  
tolle sich zu kränken pflegt  
und nicht satt zu Bette legt;  
ich will, weil ich kann, mich letzen!

Bitte meine guten Brüder  
auf die Musik und ein Glas!  
Kein Ding schickt sich, dünkt mich, baßt  
als gut Trank und gute Lieder.  
Lass ich gleich nicht viel zu erben,  
ei, so hab ich edlen Wein!

Will mit andern lustig sein,  
muss ich gleich alleine sterben.

**Rainer Maria Rilke: Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort**

Ich fürchte mich so vor der Menschen Wort.  
Sie sprechen alles so deutlich aus:  
Und dieses heißt Hund und jenes heißt Haus,  
und hier ist Beginn und das Ende ist dort.

Mich bangt auch ihr Sinn, ihr Spiel mit dem Spott,  
sie wissen alles, was wird und war;  
kein Berg ist ihnen mehr wunderbar;  
ihr Garten und Gut grenzt grade an Gott.

Ich will immer warnen und wehren: Bleibt fern.  
Die Dinge singen hör ich so gern.  
Ihr rührt sie an: sie sind starr und stumm.  
Ihr bringt mir alle die Dinge um.